

Alternativer Beobachter

# **Invasion abgewehrt!**

**Alliierte an den Stränden  
der Normandie vernichtet!**

military fiction Roman  
von

**Martin Schempp**

## Prolog

Im Kamin prasselte ein Feuer aus Buchenholzscheiten und warf lange Schatten auf die mit Stofftapeten verkleideten Wände. Züngelnde Flammen tauchten den Raum in warmes, rötliches Licht. Die hohen Türen aus Eichenholz waren fest verschlossen, die schweren Brokatvorhänge zugezogen. Der Raum war der einzige in dem alten Gebäude, in dem noch Licht brannte. Sonst waren an diesem kalten Winterabend überall schon längst die Flure dunkel, die Büros verwaist, die Zimmer leer.

Der Feldmarschall strich seine Uniformjacke glatt, berührte aus alter Gewohnheit mit Daumen und Zeigefinger das von Eichenlaub, Schwertern und Brillanten geschmückte Ritterkreuz an seinem Kragen, kniff seine Augen zu Schlitzensammen und fixierte die drei Generalstabsoffiziere, die mit ihm um den großen Kartentisch aus Eichenholz herumstanden. »Nun, meine Herren, Sie haben meinen Plan gehört. Was halten Sie davon?«

Einige Augenblicke lang war es komplett still im Lageraum.

Der Generalmajor atmete tief aus und sagte: »Er ist ziemlich riskant.« Dann schritt er von der gegenüberliegenden Seite des Kartentischs zu einem silbernen Tablett und ließ sich von dem Hauptmann seine Kaffeetasse noch einmal vollschenken. Er würde in dieser Nacht ohnehin kein Auge zutun. Da kam es auf eine zweite Tasse nicht an.

»Selbstverständlich ist er das«, antwortete der Feldmarschall ohne zu zögern. »Äußerst riskant sogar. Ich gebe ihm bestenfalls eine fünfzigprozentige Erfolgchance.«

Der Generalmajor beugte sich nach vorn und stellte seine Kaffeetasse auf dem Tisch ab, der mit Landkarten von Nordfrankreich in den unterschiedlichsten Maßstäben bedeckt war. Das Meer war blau eingezeichnet, die Strände gelb, die Wiesen hellgrün, die wenigen Wälder dunkelgrün. Dann hob der

Generalmajor seinen Kopf: »Was wir hier begehen, ist Verweigerung eines direkten Führerbefehls, Hochverrat und Wehrkraftzersetzung. Lohnt sich dieses immense Risiko überhaupt?«

Der Feldmarschall ging zum Feuer, stocherte ein wenig in der Glut und legte ein paar Scheite nach. »Ich bin absolut davon überzeugt, dass es sich lohnt. Wenn wir handeln, hat Deutschland die Chance auf einen ehrbaren Frieden. Wenn wir nichts tun, bedeutet das mit Sicherheit die vollkommene Zerstörung unseres Landes.«

Wieder war es einen Moment still. Der Hauptmann rüttelte an der hohen Eichentür und prüfte, ob sie noch immer fest verschlossen war. Dann schob er einen der Vorhänge ein Stück beiseite und spähte argwöhnisch hinaus, um sicherzugehen, dass kein unerwünschter Lauscher am Fenster stand.

»Lässt sich eine solche Aktion denn überhaupt geheimhalten?«, hakte der Generalmajor nach. »Was ist mit den Kommandeuren? Sind die dabei?«

»Bei absoluter Funkstille wird nichts nach außen dringen. Kein Telefon. Die Verständigung darf nur persönlich oder über Melder erfolgen. Sollte trotzdem etwas durchsickern, sagen wir, es handle sich um eine Übung. Die Kommandeure sind in der Tat ein erhebliches Risiko. Wir müssen hoffen, dass sie ihre Befehle für echt halten und befolgen.«

Der Generalmajor nickte. »Könnte funktionieren.«

Der vierte Mann im Raum, ein Marineoffizier mit den zwei schmalen und dem breiten Streifen eines Vizeadmirals an den Ärmeln, hatte bisher geschwiegen. Bedächtig entnahm er einem kunstvoll gravierten Silberetui eine Zigarette, klopfte mit ihrem Filter auf den Kartentisch und sah dem Feldmarschall in die Augen. »Was, wenn der Plan schiefgeht?«

»Dann, meine Herren, landen wir alle vier zuerst vor dem Kriegsgericht und danach am Galgen oder vor dem Erschießungskommando.«

## Kapitel 1

### 6. Juni 1944, 4.00 Uhr, Ärmelkanal, Höhe Portsmouth

»Mensch, Mensch, LI! Sehrohrtiefe halten! Wenn mir ständig diese verdammten Zweimeterwellen über die Linse schwappen, kann ich nichts sehen. Das ist hier der Ärmelkanal, LI. Da draußen kutschieren jede Menge Tommyzerstörer umher. Nicht, dass uns einer von denen noch aus Versehen über den Haufen fährt.«

»Is' schon klar, Herr Kaleu, aber so'n Tausendtonnenboot is kein Fahrstuhl, den man eben mal so rauf und runterlässt.« Der Leitende Ingenieur verzog beleidigt das Gesicht und kratzte sich am Kopf, der für seinen gedrungenen, massigen Körper eigentlich viel zu klein war. »Vor allem bei dem Sauwetter da oben.« Er beugte sich zu den beiden Tiefenrudergängern vor und wies sie mit seiner merkwürdig hohen Fistelstimme an: »Vorn oben zwei, hinten unten eins. Ihr habt's gehört, Jungens. Sehrohrtiefe.« Dann warf er einen Blick auf den Papenberg, einen nach seinem Erfinder benannten Tiefenmesser, in dessen Mitte eine gefärbte Wassersäule die Tauchtiefe des U-Boot-Kiels angab. Links des Papenbergs war ein Zeiger angebracht, mit dessen Hilfe sich feststellen ließ, wie weit der Sehrohrkopf aus dem Wasser ragte. Zufrieden nickte er. »Gut so, Jungens, passt.« Dann steckte er sich einen Kanten Brot in den Mund und begann langsam mahlend zu kauen. Der LI kaute eigentlich ständig, wenn er nicht gerade schlief.

Seit nun schon vier Stunden stand Kapitänleutnant Dobberstein in der Zentrale von U-988 und peilte durch das ausgefahrene Luftzielsehrohr. Selten stieß der Mond für ein paar Sekunden durch diese rabenschwarze Nacht, und auch dann waren nur ein bis zwei Meter hohe Wellen zu sehen, deren graue Schaumkronen von kräftigen Windböen weggeblasen

wurden. Der schlaksige Dobberstein mit seinen unvorschriftsmäßig langen hellblonden Haaren seufzte. Da drüben musste Portsmouth liegen, die Hafenstadt an der englischen Südküste. Bei besserem Wetter hätte man ihre Lichter sehen können. Vor seinem inneren Auge bauten sich Bilder aus einem Urlaub auf, den er vor dem Krieg während seines Ingenieurstudiums mit Freunden in Südengland verbracht hatte. Weiße Felsen, reetgedeckte Cottages, gemütliche Fischerdörfer, Cream tea mit Scones und fetter Butter von Kühen aus Cornwall. Dobberstein seufzte erneut. Ein starker, schwarzer englischer Tee würde ihm jetzt guttun. Nicht diese Plörre von Ersatzkaffee, die ihm der Koch vor ein paar Minuten in einer Blechtasse in die Hand gedrückt hatte. Das Zeug schmeckte noch übler als es roch.

Er fröstelte. Die Zentrale von U-988 war wie das ganze Boot unangenehm kalt und feucht, die Luft roch verschimmelt und schmeckte nach 52 ungewaschenen Männern. Dobberstein inklusive. Seit sie vor fünf Tagen von Brest ausgelaufen waren, standen alle unter Daueranspannung. An Körperreinigung war an dem einzigen Waschbecken in dem mit Nahrungsmitteln vollgehängten Mini-Lokus ohnehin nicht zu denken. Dobbersteins Kopfhaut juckte. Was gäbe er jetzt für frisch gewaschene Haare ...

Dobberstein löste für einen Moment das Gesicht vom Sehrohr, rieb mit beiden Handrücken seine brennenden Augen, schob die Kommandantenmütze mit dem schmutzig grauen Überzug in den Nacken und sah sich in der abgedunkelten Zentrale von U-988 um. Zwischen dem beinahe undurchdringbaren metallenen Dschungel aus Rohrleitungen, Handrädern, Hebeln, Schaltern, Ventilen, Anzeigen, Messinstrumenten und Glasröhren blickten ihn lauter junge Gesichter an, richtige Milchbärte. Mit ihren 26 Jahren gehörten Dobberstein und sein Leitender bereits zur alten Garde. Viel älter wurden U-Boot-Offiziere im Kriegsjahr 1944 nicht. Die Schlacht auf dem Atlantik war verloren, die Alliierten hatten Ende 1943 die

absolute See- und Lufthoheit errungen. Flugzeugträger fuhren in den Geleitzügen mit und füllten den bisher überwachungsfreien Bereich im Mittelatlantik aus. Die deutschen U-Boote wurden vom überlegenen Radar der Flugzeuge bereits weit vor den Geleiten geortet, unter Wasser gedrückt und vernichtet. Die besten Chancen hatten die Grauen Wölfe noch im Nordatlantik. Unter den extremen Wetterbedingungen des Eismeres hatten die alliierten Zerstörer genug mit sich selbst zu tun, und es gelang den U-Booten hin und wieder, durch das engmaschige Netz der Bewacher zu schlüpfen.

Auch U-988 hatte bei seiner vierten Feindfahrt das Eismeer zum Ziel. Es hatte sich schnorchelnd in den Ärmelkanal hineingeschlichen und passierte gerade mit Schleichfahrt Portsmouth. Der Schnorchel, dieser zwölf Meter lange Mast, der die beiden MAN-Dieselmotoren unter Wasser mit Luft versorgte, war ausgeklappt und erlaubte es dem U-Boot, getaucht seine Batterien aufzuladen. Die Gefahr, durch Radar entdeckt zu werden, war damit zwar gebannt, die Schallortung eines englischen Zerstörers würde U-988 jedoch aufspüren. Deshalb musste man während des Schnorchelns höllisch auf der Hut sein.

»EinsWO«, rief Dobberstein durch das offene Zentralschott, »lösen Sie mich bitte mal für eine Weile ab?«

»Jawohl, Herr Kaleu«, antwortete es aus der Offiziersmesse.

Dobberstein peilte erneut durch das die Wirklichkeit vierfach vergrößernde Okular des Luftzielsehrohrs, er versuchte, zwischen Wellen, Wolken und Regenschleiern irgendetwas zu erkennen. »Noch einen allerletzten Rundblick, dann dürfen Sie ...« Plötzlich verstummte er. Die Kaffeetasse flog auf die Flurplatten, der Ersatzkaffee ergoss sich in die Bilge. »Mensch, EinsWo, mich laust der Affe. Ich glaube, ich habe da gerade Lichter gesehen. Schnell, sehen Sie sich das mal an.«

Der erste Wachoffizier schnappte sich seine Mütze, sprang wie eine zusammengepresste Feder von der gepolsterten

Holzbank der Offiziersmesse und schwang sich geschmeidig wie ein Kunstturner durch das runde Schott. Dass der EinsWO sich wie ein Kunstturner bewegte, lag daran, dass er Kunstturner war. Zumindest bis er sich vor zwei Jahren zur U-Boot-Waffe gemeldet hatte. Mit täglichen Liegestützen, Kniebeugen und Klimmzügen hielt er sich fit und ließ am Zentralschott gerne sein turnerisches Können aufblitzen. Erwartungsvoll klemmte er sich hinter das Sehrohr. »Lichter, tatsächlich ... nordweisend. Sie haben recht, Herr Kaleu. Abgedunkelt, aber immer noch gut zu sehen.«

»Unsere?«

»Nichts gemeldet, Herr Kaleu.«

»Also Tommies.«

»Sieht so aus, Herr Kaleu ... ein Geleitzug?«

»Hmmm, bisschen groß für einen Geleitzug. Lassen Sie mich nochmal ran.«

Dobberstein schwenkte das Sehrohr behutsam von links nach rechts, und was er sah, machte den redseligen Düsseldorfer zum ersten Mal, seit er als Achtzehnjähriger im Abitur die Matheprüfung vergeigt hatte, für ein paar Sekunden sprachlos: Eine gewaltige, mindestens zwanzig Kilometer breite Armada fuhr genau auf U-988 zu.

»Kriegsschiffe, nach den Aufbauten zu urteilen. Wo kommen die plötzlich alle her? Verstehe ich nicht. Verlegen die Briten ihre Flotte von Scapa Flow in den Kanal?« Er schüttelte den Kopf. »Ergibt keinen Sinn. Aber was treiben die da?« Dobberstein nahm das Auge vom Sehrohr und sah seinen ersten Wachoffizier fragend an. »Was denken Sie?«

Der EinsWO hob die Schultern. »Möglicherweise ein Landemanöver?«

»Mensch, EinsWO, natürlich, Sie haben recht! Das könnte die Invasionsflotte sein!«, rief Dobberstein. »Diese verdammte Landung, die soll doch irgendwann in diesem Sommer stattfinden, wenn ich mich richtig erinnere. Oder nicht?«

»Stimmt genau, Herr Kaleu«, antwortete der EinsWO auf-

geregt. »Und zwar zwischen dem fünften und achten eines jeden Monats, wegen der Gezeiten. Sagte der Flottillenchef bei der letzten Besprechung.« Er schluckte. »Aber wenn das da nur ein Ablenkungsmanöver ist? Die Invasion wird ja oben am Pas-de-Calais erwartet.«

»Ablenkungsmanöver? Großer Gott, EinsWO, schauen Sie sich dieses Ablenkungsmanöver mal an. Hier.« Dobberstein schob seinen Ersten ans Sehrohr.

Der zuckte angesichts der Schiffsansammlung, die auf U-988 zumarschierte, zusammen, als hätte er in eine Steckdose gefasst. »Du liebe Zeit, natürlich, das ist die richtige Invasion. Was machen wir jetzt?«

Dobberstein kaute auf seiner Unterlippe. »Wenn ich das wüsste. Unser Auftrag ist klar – jedes feindlich Schiff anzugreifen, auf das wir treffen. Und davon kommen gerade jede Menge auf uns zu.«

Der EinsWO kratzte sich an seinem mächtigen Bizeps. »Herr Kaleu, das wäre Selbstmord. Da sind sicher Dutzende Zerstörer und Korvetten dabei. Gegen eine solche Übermacht haben wir nicht die geringste Chance. Mit ihrer neuen Schal-lortung haben die uns sofort am Wickel, und dann ...«. Er machte mit dem Zeigefinger am Hals eine waagrechte Bewegung von links nach rechts.

»Korrekt analysiert. Aber ...«, Dobberstein hielt kurz die Luft an, »... es herrscht Krieg, und wir alle müssen unsere Pflicht tun. Jedes Schiff der Invasionsflotte, das wir versenken, kann seine Kanonen nicht mehr auf unsere Kameraden an den Stränden abfeuern. Wenn wir uns jetzt feige verdrücken, kostet dies das Leben deutscher Soldaten.« Dobberstein hob die leere Kaffeetasse auf.

Ringsum in der Zentrale war es mucksmäuschenstill geworden. Der dicke LI, der hagere Obersteuermann, die milchgesichtigen Rudergänger, der kaum ältere Zentralemaat hatten jedes Wort von Dobberstein und dem EinsWO mitbekommen. Erwartungsvoll blickten sie die beiden an.



Dobberstein zupfte an seinem verwaschenen, verfusselten, ehemals dunkelblauen Troyer, über den er die Träger seiner Arbeitshose geschoben hatte. Wie auf allen deutschen U-Booten herrschte auch an Bord von U-988 eine legere Kleiderordnung mit den unterschiedlichsten Kombinationen aus militärischen und zivilen Teilen. Vielleicht, weil jede Kriegsmarine ihre Wurzeln in irgendeiner Handelsmarine hat. Vielleicht, weil Marinesoldaten zuerst Seeleute und dann erst Soldaten sind. Vielleicht aber auch, weil in einem engen, feuchten und mit Technik, Nahrung und Sprengstoff vollgestopften U-Boot militärisches Gehabe nicht nur lächerlich wirkte, sondern darüber hinaus aus Platzmangel undurchführbar war. Einzig auf eine korrekte Kopfbedeckung legte Dobberstein Wert. Und so trugen die Mannschaftsdienstgrade und Maate Schiffchen, der Obersteuermann und die beiden Obermaschinisten Mützen mit schwarzem Schirm, der LI, der ZweiWO und der EinsWO Offiziersmützen mit goldbesticktem Schirm. Der LI kombinierte dazu gerne ein viel zu weites, kariertes Baumwollhemd, der EinsWO einen dünnen, engen Sportpull-over, der seine Muskeln zur Geltung brachte.

Dobberstein hörte auf zu zupfen. »Also gut, wir greifen an.« Dann drehte er sich zum Zentraleschott. »Hinrichs!«

»Jawohl, Herr Kaleu«, klang es aus dem Funkschapp.

»Funkspruch an den BDU: Feindlicher Schiffsverband gesichtet, 20 Seemeilen südlich von Portsmouth, Fahrtrichtung Süd, zirka tausend Einheiten, operieren in Verband. U-988.«

»Jawohl, Herr Kaleu.«

Wieder einmal ging er auf Jagd. Dobberstein spürte das vertraute Kribbeln in seinen Händen, sein Puls beschleunigte sich, sein ganzer Körper spannte sich wie ein Flitzebogen. Er klappte die beiden Handgriffe des Sehrohrs ein und sagte: »Dann mal los. EinsWO – alles auf Gefechtsstation!«

»Alles auf Gefechtsstation!«, echote der Erste Wachoffizier.

Fünf Minuten später war der Schnorchel eingeholt, und U-988 beschrieb mit halber Kraft seiner beiden Elektromotoren

einen weiten Bogen, der es in eine Position von fünfundvierzig Grad zu dem sich nähernden feindlichen Flottenverband brachte. Die schnorchelnde Stahlröhre hatte sich in eine tödliche Waffe verwandelt. In der Zentrale hätte man eine Maus trippeln hören können.

Irgendwo verursachten unsichtbare Wassertropfen mit ihrem pitsch, pitsch das einzig wahrnehmbare Geräusch. Alle hatten die Ohren gespitzt und lauschten Dobberstein, der über ihnen im spärlich beleuchteten Turm auf seinem Fahrradsattel saß und am Gefechtssehrohr klebte. An seiner Seite in höchster Anspannung der EinsWO.

»Kaum zu glauben. Keine Bewacher, keine Seitensicherung. Dafür eine Minensucherflottille, die vorausfährt und solchen Krach macht, dass die uns nicht orten würden, selbst wenn wir ihnen unsere Position durchgeben würden. Die rechnen anscheinend nicht mit deutschen U-Booten in ihrem Vorgarten. Oder ihre Zerstörer haben gerade etwas anderes zu tun. Frage Horchpeilung?«

»Keine Horchpeilung«, antwortete der Funker, der mit geschlossenen Augen langsam am Rad seines Peilgerätes drehte.

»Na, dann wollen wir mal.« Dobberstein beugte sich zur Zentrale hinab. Seine Stimme wurde leiser. »Das wird jetzt heikel, Männer. Sobald unser erster Torpedo detoniert, ist da oben die Hölle los. Dann machen die Jagd auf uns. Viele Jäger, nur ein Hase.« Er lächelte spitzbübisch. »Aber ein schlauer Hase. Der wird den Jägern ein Schnippchen schlagen. So wie immer. Alles klar, Männer?«

»Alles klar, Herr Kaleu.« Die Besatzung von U-988 grinste. So kannten und liebten sie ihren Kommandanten. Mutig, optimistisch, schlau. Längst hatten sich seine Erregung und sein Kampfgeist auf sie übertragen.

»Also, je einen Zweierfächer auf das Schlachtschiff und den schweren Kreuzer an der Spitze des Verbandes. Den Aal aus dem Heckrohr ebenfalls auf das Schlachtschiff, und dann nichts wie weg. Alles notiert, Stegmaier?«

»Jawohl, Herr Kaleu«, antwortete der wortkarge Obersteuermann, der über den Kartentisch gebeugt Dobbersteins Angaben in eine Kladde eintrug.

Pitsch, pitsch machten die Wassertropfen, pitsch, pitsch machten die quälend langsam verrinnenden Minuten. Man hörte, wie Dobberstein schwer atmete. Er musste nun die Geschwindigkeit der gegnerischen Schiffe, ihre Entfernung, ihren Tiefgang und den Winkel, in dem sie sich seinem Boot näherten, schätzen und an den Bootsmann weitergeben, der sie im Vorhalterechner einstellte. Das war schon bei Tag eine Aufgabe, die Erfahrung und räumliches Sehvermögen verlangte. Jetzt, bei Nacht und in diesem Wetter, musste Dobberstein sein gesamtes, in vier Jahren als U-Boot-Kommandant gesammeltes Können aufbieten, um keinen Fehler zu machen. Normalerweise verriet einem die Bugsee eines Schiffes seine ungefähre Geschwindigkeit. Seinen Winkel zum U-Boot konnte man daran erkennen, wie schnell es beim Näherkommen größer wurde. Da beides bei Nacht äußerst schwierig einzuschätzen war, wurden Nachtangriffe sonst über Wasser gefahren. Dafür waren aber heute entschieden zu viele Feindfahrzeuge über U-988 versammelt.

Dann war es soweit.

»Mündungsklappen öffnen. Rohr eins bis vier bewässern. Streuwinkel drei Grad.«

Der erste Wachoffizier rief Dobbersteins Befehle nach unten in die Zentrale, von wo sie in den Torpedoraum weitergegeben wurden.

»Rohr eins und zwei ... los!«

»Rohr eins und zwei los!«, echote der EinsWO.

»Rohr drei und vier ... los!«

»Rohr drei und vier los!«

Jedes Mal, wenn die beiden eineinhalb Tonnen schweren Torpedos eines Fächers mit Pressluft aus ihren Rohren ins Wasser des Ärmelkanals gestoßen wurden, ging ein Ruck durch U-988.

Dobbersteins nächster Befehl kam aus dem Turm: »Neuer Kurs neunzig Grad ... Heckrohr ... los!«

»Heckrohr los!«

»So, und jetzt ab durch die Mitte. LI, beide Maschinen volle Kraft voraus, Angriffssehrrohr ein. Auf 150 Meter gehen.«

Während das Boot sich behäbig nach vorn neigte und seine beiden in der Summe 750 PS starken Elektromotoren es mit der Geschwindigkeit eines Radfahrers von der Invasionsflotte wegbrachten, glitt Dobberstein, ohne die Stufen der schmalen Eisenleiter zu berühren, in die Zentrale hinab. Bewegungslos, als wäre die Zeit angehalten, erwarteten ihn seine Männer. Man konnte die mit Energie aufgeladene feuchte U-Boot-Luft förmlich mit den Händen greifen. Pitsch, pitsch, machten die Wassertropfen. Stumm lauschte jeder mit nach oben gerichteten Augen und versuchte sich vorzustellen, was sich auf der Wasseroberfläche gerade abspielte. Der Leitende stand hinter den beiden Rudergängern und flüsterte seine Befehle, der Obersteuermann hielt die Stoppuhr in der Hand, die anzeigte, wann die Torpedolaufzeiten um waren. »Jetzt«, sagte er und hatte den Mund kaum geschlossen, als kurz hintereinander fünf Detonationen das Unterseeboot durchschüttelten. Ein triumphierendes Lächeln huschte über die Gesichter.

»Na, das hätten wir mal wieder erstklassig hingekriegt, Männer«, raunte Dobberstein. »Bin gespannt, wie lange es dauert, bis die Royal Navy uns ...«

In diesem Augenblick steckte der Funker den Kopf aus seinem Schapp. »Schraubengeräusche aus 180 Grad, schnell näher kommend. Fünf Zerstörer.«

»Donnerwetter, da versteht aber einer sein Handwerk.« Dobberstein nickte anerkennend. »Jetzt werden wir sehen, wer schlauer ist – die Jäger, oder der Hase?«